

Klagen statt Bewältigen - Aufgaben von Notfallseelsorge gegen den Trend der Welt

Jochen M. Heinecke

Bundeskongress für Notfallseelsorge und Krisenintervention Halle/S.
am 20.Mai 2005

Herr K. traf einen Notfallseelsorger auf der Straße. Er hatte schon viel von ihm gehört. Zuletzt war ein Bericht über diese, wie Herr K. meinte, schwere und belastende Arbeit im Fernsehen gezeigt worden. Da Herr K. nicht wusste, wie er seinem Mitgefühl und seinem Respekt Ausdruck verleihen sollte, trat er dem Notfallseelsorger wie beiläufig in den Weg und fragte: „Wie geht es Ihnen?“ Leichthin antwortete der so Angesprochene: „Ich kann nicht klagen.“ „O“, sagte Herr K. und erleichte.

Diese, B. Brecht nachempfundene Begebenheit will zeigen, wie sehr wir uns an eine Gleichsetzung von „Klagen“ und „Jammern“ gewöhnt haben. „Ich kann nicht klagen“ muss eigentlich heißen „Ich will nicht jammern“. Ich will nicht undankbar erscheinen. Ich bin froh und glücklich – wenn auch nicht vollkommen. Ich will mir nichts vormachen. Ich habe mein Leben im Griff und kann es bewältigen. Ich will nicht jammern.

Wenn er es so gemeint hat, kann man dem angesprochenen Kollegen eigentlich nur zustimmen. Das fortwährende Gejammer und Gebärmel macht einen ja auch verrückt. Gut, wenn damit einmal Pause ist, wenn es einem nicht ständig in den Ohren klingt, wie im Wartezimmer einer Arztpraxis, im Dienstzimmer auf der inneren Station oder auf einem Pfarrkonvent. Immer reicht das Geld nicht, ist der Chef eine kapitalistische Heuschrecke, der Mann zu schlecht und die Gemeinde zu groß. Es zieht hier und drückt dort. Natürlich ist da meist etwas dran – cum grano salis. Aber solche Wartezimmer und Konvente machen einen fertig. Sie lassen meist nur die Alternative zwischen Ohren zuhalten, mitmachen oder engagiert eine Gegenposition

zu vertreten. Sie haben einen Sog, dem man sich schwer entziehen kann. Gut, wenn da einer nicht mitmacht und sagt: Ich will nicht jammern.

Um Herrn K.'s Erbleichen jedoch zu verdeutlichen, will ich eine weitere Geschichte erwähnen: Am 28. Dezember 2004 – dem Tag der Tsunami-Katastrophe - waren wir zu Hause mit Freunden zusammen. (Mich hatte eben die Nachricht erreicht, dass ich eventuell in das überflutete Gebiet entsandt werden sollte. Wollte ich das wirklich? Daran überlegte ich gerade mit meiner Frau zusammen. Zum gemeinsamen Überlegen muss man nicht dauernd sprechen.) Nach dem Abendbrot fragte einer: „Können wir einmal den Fernseher einschalten? Können wir einmal sehen, was da unten los ist?“ „Was sollen uns die Bilder Neues sagen – über unendliches Elend hinaus?“, fragte ich verdrossen. Ich bin ja schon über zehn Jahre in der Notfallseelsorge und habe schon manches gesehen. Und ich fragte: „Kannst Du denn dann schlafen?“ „Ja, das macht mir nichts aus.“ Hier war ich es, der erleichte. Hätte ich dann nachts, bei der Verabschiedung ins Bett die Frage gestellt: „Wie geht es?“, vielleicht hätte ich auch die nämliche Antwort erhalten: „Ich kann nicht klagen.“

Ich kann nicht klagen. – Was fehlt denn hier? Fehlt eine Ausdrucksform? Fehlt die Sensibilität? Was ist Klage? Eine Methode, eine Empfindlichkeit oder beides zusammen? Klage ist auch eine Haltung, und etwa wie Jammern ein Lebensgefühl, eine Lebenshaltung, eine Weltanschauung.

Klage ist eine Haltung

Wir verhandeln hier keine Methode der Bewältigung von Krisensituationen. Klage ist nicht eine Methode der Notfallseelsorge etwa im Seelorgeverständnis von George S. Everly, jr., einem der Väter von CISM. Dieser stellt bei einer Pastoral Crisis Intervention - einer seelsorgerlichen Krisenintervention - Inhalte und Methoden fest, die einen „value added“ – einen hinzukommenden Wert – zur nicht-religiösen Krisenintervention ausmachen. Die Klage aber ist kein Faktor neben anderen. Sie ist auch nicht „over and above“ – über und darüber – anderer Möglichkeiten, so

schmeichelhaft das klingen mag. Wir reden hier auch nicht von einer „Glaubenskrise“ als einer Teilkrise, wo man neben anderen nun besondere Fachberater Seelsorge bräuchte. Platt gesprochen, aber eben leider Praxis in vielen Teilen unserer Republik: Wenn der Klient nicht beten will, brauchen wir keinen Pfarrer! Oder andersherum: Es genügt, wenn ich als Pfarrer Experte in Psychotraumatologie bin! Damit wird nicht bestritten, dass jede Methode, die hilft, unabhängig von der Profession dessen, der sie anwendet, in der akuten Notsituation zunächst ihr Recht hat.

Auch Klage kann so zu einer Methode werden. Sie kann zum Beispiel auch eine lösende und reinigende (kathartische) Funktion haben. Sie kann ebenso zur Versprachlichung dienen. Das ist gut und richtig. Aber sie kann eben mehr und sie ist auch mehr. Sie ist eine Haltung. Sie ist ein Standpunkt. Aus Haltung und Standpunkt eines Handelnden kann dessen Perspektive erschlossen werden. Es kann erschlossen werden, in welchen Dimensionen er die Welt und den Menschen sieht. Dazu will Klage auch verleiten.

Wir kennen in der Seelsorge das Bild von den vier Dimensionen. Seelsorge verkündigt das lebendigmachende Wort in einer kerygmatischen Dimension. Sie hilft zu Struktur und Ordnung in einer liturgischen Dimension. In ihrer diakonischen Dimension erscheint sie dienend und helfend und in ihrer prophetischen Dimension nimmt sie ihr mahnendes und ermutigendes Wächteramt wahr. Dabei ist klar, dass keine Dimension zur anderen dazu kommt, addiert wird und es verschiedene Stellen geben muss. Gleichwohl gibt es unterschiedliche Orte und Zeiten für die eine oder andere Dimension. Aber keine Dimension darf auf Kosten einer anderen abgetrennt, verschwiegen oder vernachlässigt werden. So kommt eben die prophetische Dimension in der Notfallseelsorge zu ihrer diakonischen nicht dazu. Sie ist bestimmender Teil ihrer Perspektive. Sie ist eine Haltung, die nicht nur in die Ohren muss, sondern die wenn sie schon vorrangig über den Kopf Eingang findet, auch unser Herz ergreifen muss. Sie muss in Fleisch und Blut übergehen. Denn sie bestimmt, wie wir die Welt und den Menschen in der Notfallsituation sehen.

Von welchem Standpunkt aus sehen wir auf den Menschen? Wie beschreibt man aus dieser Perspektive den Notfall? Was widerfährt den Betroffenen, den Opfern, den Angehörigen und auch den Einsatzkräften je auf ihre Weise in der Notsituation?

Betroffene begegnen dem Tod.

Die Betroffenen haben keine Krise, sondern sie begegnen dem Tod. Sie begegnen ihm nicht in ästhetischer Form, nicht geschützt durch die rettende Fernbedienung in der Hand, die den flotten Kanalwechsel erlaubt. Sie begegnen dem lebhaften Tod.

Für die Angehörigen in den klassischen Einsätzen steht jedem Rettungsassistenten das sofort vor Augen: Ein Beispiel: Zwei sitzen am Küchentisch und frühstücken. Plötzlich wird es dem Mann schlecht. Er greift sich an sein Herz und sackt auf dem Stuhl zusammen. Der Tod ist eingebrochen in eine Familie. Zu mehr als neunzig Prozent kann auch der Einsatz der Rettungsdienste daran nichts mehr ändern. Der Tod trennt die zwei voneinander. Die soziale Dimension existiert plötzlich nicht mehr. Da ist keiner mehr, der antwortet, wenn man ihn anspricht. Da ist keiner mehr, der den Tisch teilt.

Der Tod lässt die Einsamkeit von der Leine. Sie kommt nicht gekrochen, sondern sie kommt gesprungen - über den Tisch hinweg. Der Tod trennt die Eheleute voneinander und er trennt unter Umständen auch die Frau von sich selbst. In den so genannten dissoziativen Verhaltensweisen drückt sich nichts anderes aus. Da ist keine Beziehung mehr zu sich selbst. Da ist keine Einheit mehr von Erfahren und Handeln, die doch den Menschen ausmacht. Da ist eine Trennung von rezeptorischer und effektorischer Sphäre. Da ist kein Hören mehr, kein Fühlen, kein Sehen und kein Spüren. Die Einsamkeit greift auch in einer individuellen Dimension zu. Der Mensch verliert nicht nur den Anderen, sondern in dieser Situation auch sich selbst. Er erlebt eine mehrdimensionale Verlorenheit.

Vielleicht hat im Leben der Beiden da am Frühstückstisch Gott eine Rolle gespielt. Sei es, dass sie jeden Sonntag in den Gottesdienst gegangen sind, oder jedenfalls feiertags oder Heiligabend. Sei es, dass ihnen das Wort zum Sonntag etwas bedeutete (im Wortsinn), oder dass sie neulich so ein Buch geschenkt bekamen. Wie auch immer: Wir nehmen an, Gott spielte eine Rolle in ihrem Leben. Gott ist also Teil ihrer Wirklichkeit. Und die Begegnung mit dem Tod erzeugt auch hier dieselbe Einsamkeit. Der Tod trennt von Gott. Dass er das nicht wirklich könne, ist ein Thema des Bekenntnisses, aber nicht Gegenstand der Erfahrung. Das ist durchaus möglich, dass diese Frau sagt: Gott hat nicht hingesehen. Gott ist nicht mehr da. Gott ist nie da gewesen. Gott gibt es nicht. Alles war und ist ein Trug. Sie können das auf die Mutter neben ihrem verunfallten Kind übertragen oder auf wen auch immer in Ihren Erinnerungen.

Wir müssen für diese Frau die Verlorenheit um den Gottesbezug erweitern. Gott ist die höchste Dimension, die sie kannte. Wenn der nicht mehr ist, dann ist das Leben nur noch Existieren. Sie erlebt eine alldimensionale Verlorenheit. Ihre Weltanschauung, ihr Weltgefüge, Ihr Seinsgefüge ist zerbrochen.

Auch Einsatzkräfte können von dieser alldimensionalen Verlorenheit ergriffen werden. Auch sie können durch die Begegnung mit dem Tod getrennt in der sozialen, individuellen und religiösen Dimension. Natürlich sind sie anders geschützt als die Frau am Tisch. Es ist nicht der Vater der Rettungsassistentin, der da verstummt ist. Sie ist nicht Angehörige. Aber wir wissen alle, wie dünn diese spanische Wand ist, die da zwischen uns und den Toten steht. Ein Ohrring, eine Haarfarbe eine Alters- oder eine Namensgleichheit – schon kann es aus sein mit der Sicherheit. Tote im Rettungsdienst werden oft auch eigene Tote der Einsatzkräfte.

Die Begegnung mit dem Tod trennt die sozialen Bindungen. Bei manchen Einsatzkräften langsam und dann ist es mit einem Ruck zerrissen. In den Diskussionen um das so genannte Helfersyndrom oder die Erscheinungen des Ausgebranntseins wird immer wieder deutlich: Einsatzkräfte werden durch Belastung einsamer. Am Ende kann keiner mehr nachfühlen, wie es dem Einzelnen geht.

Die Begegnung mit dem Tod kann auch die religiöse Dimension betreffen. Vielleicht hat der eine seinen Dienst als Teilhabe an der Rettung der Welt im Auftrag Gottes begriffen. (Wer lacht, möge bedenken, warum er Christ wurde.) An den endlos vielen frustrierten Reanimationen kann dieser Sinn genauso zerbrechen wie bei einem so genannten großen Einsatz. Auch Einsatzkräfte können alldimensionale Verlorenheit erleben. Kann die *bewältigt* werden? Können und sollen Notfallseelsorger dazu helfen? Was sollen Notfallseelsorger überhaupt bei den Toten?

Aber noch einen Schritt zurück:

Was geschieht Notfallseelsorgern in der Begegnung mit dem Tod?

Als erstes spannt die Begegnung mit dem Tod den Notfallseelsorger aus zwischen Reden und Verstummen.

Was sollen wir sagen am Ort des Todes? Es gibt ja keinen Sinn, der da benannt werden könnte. Es gibt keine Antworten. Es gibt nichts, was die Verlorenheit überbrücken könnte. Der Tote kehrt nicht zurück. Der Lebende darf nicht hinterher. Die Not ist nicht zu beseitigen. Gott ist nicht zu sehen.

Die viel zitierten Freunde von Hiob, dessen Geschichte in dem gleichnamigen biblischen Buch aufgeschrieben ist, haben versucht zu reden. Sie wollten mit ihren Anschauungen als Mitleidende aber letztlich nicht Betroffene Hiob etwas erklären. Du bist schuld, denn Gott ist gerecht, sagt einer. Erforsche noch einmal dein Leben, dann wirst du den Sinn finden. Gott weiß den Sinn, sagt ein anderer. Lass ihn nur machen. Es hilft dem Hiob, der Besitz und Frau und Kinder verlor, nichts.

Können wir reden am Ort des Todes? Henning Luther fragt das ebenso: „Erweisen wir in diesem Gerede (vom richtigen Sterben) anderem als dem Tod die Referenz? Hebt dieses Gerede vom Tode seine Verdrängung wirklich auf? Bestätigt sie nicht auf ihre Weise Verdrängung durch Gerede? Sind die vielen Worte über den Tod anderes als jene Lieder, mit denen das Kind abends beim Gang in den dunklen

Keller seine Angst übertönen will? ... Reden wir nicht deshalb neuerdings so viel vom Tod, damit wir uns reden hören – und nicht die Leere des Todes? Als würden wir uns damit bestätigen, daß wir leben, noch leben, weil wir ja reden können.“

Aber sollen wir verstummen? Sollen wir schweigen am Ort des Todes? Verstummen wiederum würde uns dem Tod gleichmachen. „Unsere Stummheit wäre abgelauscht der Stummheit des Todes.“, stellt Hennig Luther fest. Verstummen heißt den Tod und die Toten verschweigen. Sie sollen den Fluss unseres Lebens nicht stören. Peter Noll hat während seiner Krankheit Diktate über das Sterben geschrieben. Er als Betroffener sagt, das Sterben erscheine in erster Linie als ästhetisches Problem und zwar für die, die weiterleben müssen. Deshalb dürfen weder die Sterbenden noch die Gestorbenen zur Sprache kommen. Sie sollen verschwiegen werden. Der Toten soll besser nicht gedacht werden – es sei denn innerhalb der engen Grenzen der Ästhetik, was aber eben nicht der ganzen Wirklichkeit entspricht. Tod und Sterben sind gerade im Umfeld von Notfallseelsorge oft hässlich, anrühlich und misstönend.

Ausgespannt zwischen Reden und Verstummen können wir uns natürlich nach dieser oder jener Seite neigen. Wir können Reden oder Schweigen kultivieren. Das macht uns die Situation im Augenblick leichter, aber es hilft uns nicht und den Betroffenen noch weniger. Jedes Gerede ist in der Gefahr, zynisch zu wirken und jedes Schweigen birgt den Keim in sich, zur Hilflosigkeit zu werden. Wir müssen dazwischen und in dieser Spannung aushalten. Wir müssen standhalten und protestieren. Das Wissen um den Tod und sein Wollen müssen getrennt werden. „Der Tod hat die Macht, aber das Recht dazu bestreite ich ihm.“, so heißt die Formulierung von Henning Luther.

Für mich ist die entscheidende Möglichkeit, die Spannung auszuhalten und standzuhalten am Ort des Todes die Klage. Sie ist auch ein Ausdruck meines Protestes. Sie ist so nicht nur eine Methode der Bewältigung eines traumatischen Ereignisses, sondern eben eine Haltung angesichts des Todes. Von Hiob wird so etwas berichtet: Er klagt Gott an. Er schüttelt ihn und lässt ihn nicht los. Gott war Teil seiner Wirklichkeit und er soll es auch bleiben, sagt Hiob. Auch Jesaja, der leidende Prophet kennt die Form der Klage. Die Israeliten als Väter und Mütter des heutigen Christentums kennen verschiedene Klagen aus verschiedenen Anlässen. Einiges

davon ist uns in der Bibel im Buch der Psalmen überliefert. Jesus Christus – nach dem die Kirchen heißen, die in der Notfallseelsorge mitmachen – hat für sich im Augenblick höchster Not nicht Worte der Zuversicht, sondern Worte der Klage gefunden und benutzt. An der Schnittstelle zwischen Altem und Neuem Testament, aufgehängt am Galgen seiner Zeit, dem Kreuz, schreit er die Klage des Psalms: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!“ In alldimensionaler Verlorenheit, sterbend, getrennt von sich selbst, getrennt von seinen Freunden und Jüngern nun auch getrennt von Gott. Kein Sinn, keine Antwort. Nur Klage.

Christen, für die dieser Jesus Teil ihrer Wirklichkeit ist, haben das mindestens ernst zu nehmen.

Zwei Grundbedingungen von Klage lassen sich hier festhalten: Klage braucht Sprache und Klage braucht ein Gegenüber. Das Gegenüber für eine christlich motivierte Klage ist Gott.

„Sollen sich die Leute jetzt hinsetzen und klagen?“ Ich antworte klar und deutlich: Ja. Ist damit etwas gegen psychologische Notfallbearbeitung gesagt? Ebenso klar und deutlich: Nein. Wer Atemübungen braucht und will, um sich zu beruhigen, mit dem sollen sie gemacht werden und zwar von denen, die sie können. Ich sage das ohne alle Ironie.

Was kann Klage helfen?

Klage nimmt Betroffene in ihrem Schmerz ernst und ermöglicht Betroffenheit

Klage nimmt Betroffene in ihrem Schmerz ernst und ermöglicht uns Betroffenheit. Wer klagt, muss nichts bewältigen. Er ist befreit von dem Zwang, sich anzupassen und sein Leben weiterzuführen. Nichts muss klein geredet oder verdrängt werden. Trennungen können überwunden werden, weil der Mensch ernst genommen wird.

Klage lässt den Menschen dort, wo er ist, ohne ihn dort aufzugeben. Das ist die einzigartige Chance der Klage. Niemand muss zu irgendetwas bewegt werden. Nichts muss geklärt und geordnet werden. Das, was geschehen ist, darf benannt und ausgesprochen werden.

Georg Steins („Schweigen wäre gotteslästerlich“) hat das so ausgedrückt: „Klage ist letztlich auch Protest gegen die Verdrängung von Leiden, gegen die Negation und gesellschaftliche Negativierung von Leiden. Sie ist Protest gegen eine ausdrucksarme und gefühlsunfähige Kultur, zu deren Maskenspiel Munterkeit und Zuversicht, Unerschütterlichkeit und Selbstbeherrschung gehören.“ „Erlaubt sind lediglich kontrollierbare kollektive Restbestände von Mitleiden (z.B. Trauer bei Prinzessin Dianas Beisetzungsfeierlichkeiten), die fast gänzlich unberührt lassen, eine ‚tiefe‘ Betroffenheit, die nahtlos zur Tagesordnung übergeht.“

Wer klagt, kann Leiden stehen lassen und kann so beispielsweise auch der schnellen Einordnung in Schuldzusammenhänge widerstehen. In einer konkreten Situation will ich das verdeutlichen: Das Kind war überfahren worden. Von der Hand hatte es sich gerissen. Da steigen die Schuldgefühle auch als Ordnungsmacht auf. Es ist nicht richtig, der Mutter zu sagen, dass sie das Kind doch hätte fester halten müssen. Sie wird das als Verstärkung eigener Vorwürfe auffassen und sich entweder ergeben oder wehren. Es ist nicht richtig zu sagen, dass sie nichts hätte machen können. Die Mutter wird das als Entmündigung auffassen. Schließlich sei sie doch die Mutter und für das Kind verantwortlich! Klage kann diesen Prozess offen halten, indem sie den Schmerz der Mutter ernst nimmt und die Spannung und das Unsagbare stehen lässt. Und doch muss sie nicht verloren gehen.

Es ist nicht aufzulösen und nicht zu bewältigen. Es sind sicher Krücken zu finden, die ein Weiterleben auch mit dieser Spannung ermöglichen. Das weiß niemand besser als die Selbsthilfegruppen. Klage bietet die einzigartige Möglichkeit, den Schmerz immer wieder auszudrücken. Das kann in eigenen oder fremden Worten geschehen. In welcher Form sich einer an sein Gegenüber wendet, in welcher Sprache er Gott sein Leid, seine Not und seinen Schmerz klagt, bleibt unerheblich.

In dem Klage den Schmerz ernst nimmt, zulässt und auf ein Gegenüber hin wendet, lässt sie Betroffenheit zu. Das ist für uns als Helfer wichtig - sei es als Rettungsassistent, Feuerwehrmann oder Kiseninterventionsdienstmitarbeiter. Wer nicht mehr bewältigen muss und doch weiß, dass die Not, die er erfährt, einen Weg nimmt, kann sich betreffen lassen – auch von Situationen, die er nicht mehr bewältigen kann. Ich will das wieder an einem konkreten Beispiel verdeutlichen: Ein Kind war aus dem Fenster gefallen. Da liegt es auf dem Pflaster. Vielleicht fünf Jahre ist es alt geworden. Der Vater in kurzen Hosen und Unterhemd, alkoholisiert, wird im Treppenhaus von Polizisten und dem Notarzt medikamentös beruhigt. Die Mutter schleicht mit einer Freundin in deren Wohnung davon. In einem nahe gelegenen Imbiss sind ihr Vater, ein Fleischer in einem großen Schlachthof und ihre Mutter zusammen. Es heißt, dass diese mit dem Schwiegersohn ein Verhältnis gehabt habe. Das Kind liegt auf dem Pflaster und ist tot. Möchten Sie schreien angesichts dieses Elends?

Klage ermöglicht, dieses Leid und dieses Elend ernst zu nehmen und es doch zu äußern. Nicht muss dem Schrecklichen Sinn und Erklärung beigelegt werden. Nicht müssen wir verstummen. Nicht müssen wir uns betäuben. Nicht müssen wir uns distanzieren davon. Wir können uns betreffen lassen. Klagend können wir uns betreffen lassen von der Not des Anderen. So überwinden wir die soziale Verlorenheit. So behalten wir unsere Menschlichkeit. So wird Klage auch zur Hilfe für uns als Helfer.

Ich will es noch einmal sagen: Wer angesichts von solchem Leid nicht schreit, ist nicht gesund. Wem solche Bilder nicht mehr ans Herz greifen und die Augen tränenblind machen, der muss sich fragen, ob er noch empfindsam genug ist. Ist da noch Mitleid und Empathie, um auch helfen zu können? Der Rettungsassistent von zwanzig Jahren steht neben dem toten Kind und sagt zu mir auf meine Frage, wie es ihm gehe, dass es sein Job sei und dass ihm das nun nicht so viel ausmache. Ich lasse das vor Ort gelten, obwohl ich mich darüber ärgere. Ich erkläre mir sein Verhalten auch mit dem Wissen aus der Psychotraumatologie. Ich meine aber, dass wir als Helfer länger und besser und am Ende auch effizienter arbeiten werden, wenn wir schreien und klagen.

Noch einmal dieselbe Stelle: Vielleicht bewegt sich nur deshalb so wenig bei den himmlischen Heerscharen, weil wir zu leise sind? Vielleicht hört uns Gott nicht? Vielleicht denkt er, dass wir ihn nicht brauchen, weil wir das mit den Methoden von Mitchell und Kollegen schon alleine hinkriegen? Vielleicht vermitteln wir als Notfallseelsorger ihm diesen Eindruck? Wir klagen zu wenig.

Haben wir uns schon so an die Einsatzbilder gewöhnt? Schaut Euch an, wie Ihr Notfallseelsorge darstellt. Welche schrecklichen Szenarien malen wir da, und wie wenig erschrecken wir selbst!

Wir lösen Knoten und warten nicht darauf, dass Gott sich darum kümmert. So haben wir den Baptistenprediger Martin Luther King wohl zu oft verkürzt. Wir tun zu viel und klagen zu wenig.

„Ich denke in Lösungen und nicht in Problemen.“, hat mir ein Projektmanager in Südtirol gesagt. Das soll wohl gut gelten für einen seines Schlages. Aber wir? Wenn wir auch mehr in „Debriefings“ als in „Schmerz“ denken, dann sollten wir uns das abgewöhnen. Wenn wir nicht schreien, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn Gott uns nicht hört.

Klage hilft uns, unsere Menschlichkeit zu behalten. Sie kann uns aber auch Schutz und Hilfe sein.

Klagen hilft standhalten auf dem Weg zu eigentlichen Frage

Denn Klagen hilft standhalten auf dem Weg zu eigentlichen Frage. Wir können weiter vordringen als nur bis zum Schmerz. Oft arbeiten wir lediglich an den Symptomen, die durch eine Traumatisierung, eine Verletzung entstehen. Oder wir wollen den Folgen vorbeugen durch Prävention. Dagegen ist nichts zu sagen. Aber zufrieden sollten wir uns damit nicht geben. Gerade wir als Seelsorger haben nicht nur zu den Belastungsfolgen etwas sagen, sondern wir können und müssen auch zum Grund

der Belastung, nämlich zum Einbruch der Todesmacht, etwas sagen. Wir müssen fragen nach jener Macht, die trennt und Verlorenheit schafft.

Helmut Tacke hat einmal in Zusammenhang mit der Trauerarbeit ein ähnliches Verhältnis festgestellt: Manchmal scheint der Tod als eigentlicher Anlass der Trauer übergangen zu werden. Wichtig ist dann nur die Trauer als Prozess, weil nur eine ungestörte Trauerarbeit das Gelingen problemloser Wiedereinordnung der Trauernden in den Lebensvollzug garantiert. „Es gibt seelsorgerliche Zielsetzungen, die zwischen dem Anlaß und der Durchführung der Trauerarbeit zu unterscheiden scheinen. Die Trauer als psychische Verhaltensweise wird ‚an und für sich‘ zum Gegenstand der Seelsorge. Der Tod scheint seelsorgerlich gesehen wenig Relevanz zu haben. Es gibt nur eine Seelsorge aus Anlaß des Todes, die zum Tod oder über ihn im Grunde wenig zu sagen hat.“

Klagende Begegnung mit der Todesmacht kann uns davor bewahren, uns zu sehr mit den Folgen und zu wenig mit dem Anlass des Traumas zu beschäftigen. Wer besiegt denn eigentlich den Tod? das ist doch eigentliche Frage, die im Umfeld der Notsituation gestellt wird. Wer klagt, kann diese Frage aushalten und weitergeben.

Es gibt nämlich keine Antwort aus uns selbst. Da können wir uns noch so sehr mühen. Leben - und sei es Über-leben - ist und bleibt etwas, was uns zugesagt werden muss. Deshalb sind wir darauf angewiesen, den der das Leben gibt, nicht herauszulassen aus unseren Versuchen, mit der Not umzugehen. Die Klage bietet dafür eine einzigartige Möglichkeit.

Es wird immer wieder berichtet, dass es irgendwann einen Umschwung in der Klage gibt. Das geschieht so in den Psalmen. Woher der kommt und wann, das ist nicht erklärbar. Man sagt, es geschieht von Gott. Da kommt Gott selber. Es geschieht ohne Garantie. Klagend können wir uns dieser Gabe öffnen. Und das allein ist unsere Chance und Aufgabe.

Wie Klage für den einzelnen aussieht, wie er sie formuliert, darstellt oder spricht, das muss jeder für sich finden. Ich will eines weitersagen, das ich für mich erprobt habe: Ich schreibe nach manchen Erlebnissen – nach der Begegnung mit der Frau des auf dem Stuhl zusammengesunkenen Mannes, nach der Begegnung mit der Mutter des überfahrenen Kindes, nach der Begegnung mit dem toten Kind auf dem Pflaster – nach allem, was mich trifft, einen Brief an Gott - sehr selten auf Papier, meist im Kopf. „Lieber Gott, anscheinend warst Du gerade beschäftigt und hast nicht hingesehen. Wenn Du hingesehen hast, warum hast du dann nichts gemacht? Das will ich wissen und das musst du mir erklären! Darauf bestehe ich.“ Ich stelle mir vor, dass an der Himmelstür ein Briefkasten ist. Da hinein kommen meine Briefe. Und die hat Gott zu lesen! Und er hat sich um eine Antwort zu kümmern!

Sie meinen, das beruhigt nur mich selbst? - Wir werden sehen. Es wird von einem Richter erzählt, er habe einer Witwe recht geschaffen, die ihm dauernd in den Ohren lag, mit ihrem Problem. Sie ließ ihn einfach nicht in Ruhe. So sei Gott, sagt Jesus.